



Volkstrauertag, 15. November 2020

Liebe Frenzerinnen, liebe Frenzer,

ich freue mich sehr, Sie/Euch in diesem Jahr als Leserin oder Leser, als Hörerin oder Hörer zu unserem Gedenken anlässlich des Volkstrauertages begrüßen zu dürfen.

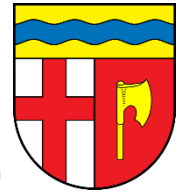
Dass ich Sie/Euch nicht physisch - von Angesicht zu Angesicht - begrüßen kann, zeigt uns, dass das Jahr 2020 kein „normales Jahr“ ist. 2020 stellt uns mit der Coronapandemie vor nicht unerhebliche Herausforderungen in allen Lebensbereichen, insbesondere im medizinischen und pflegerischen Bereich. Wir haben im Frühjahr in den Nachrichten aus einigen Städten und Regionen der Welt erschütternde Bilder von Militärlastern und Massengräbern sehen müssen. Einige Staatshäupter sprachen von einem „Krieg gegen das Virus“. Ob diese martialische Ausdrucksweise im Angesicht des Leids in tatsächlichen Kriegen angemessen ist?

Heute gedenken wir nämlich all jener - und ich werde dies am Ende mit dem Totengedenken zum Ausdruck bringen, die aus unserem Dorf und weltweit in den mehrjährigen Weltkriegen des 20. Jahrhunderts getötet wurden.

In seinem herausragenden Buch „*Der überforderte Frieden*“ zum Frieden von Versailles und dessen Folgen beschreibt der Autor Jörn Leonhard drei Phasen des Krieges:

„Einmal in der grausamen Realität vom Anfang bis zum Ende, vom ersten Toten bis zur Stille nach der Einstellung des Feuers. Dann ein zweites Mal auf dem Weg vom Waffenstillstand über den Beginn von Verhandlungen bis zur Unterzeichnung eines Friedensvertrages. Dieser Weg ist verbunden mit den Fragen, wie Sieger und Besiegte nach der gegenseitigen Erfahrung von Gewalt und Zerstörung, von Hass und Trauer, überhaupt wieder miteinander umgehen können, wie sie über Opfer, Kosten, Schuld und Schulden, Territorien und Grenzen, Auflagen und Garantien streiten. In dieser Phase übersetzen sie Erfahrungen von Gewalt in Regelungen, Bedingungen, Zahlen, Grenzlinien. Schließlich wird ein Krieg ein drittes Mal nach dem formalen Frieden geführt: wenn die Soldaten heimkehren, wenn Gesellschaften beginnen, nach einer Sprache der Erinnerung, nach Formen des Gedächtnisses zu suchen, individuell und kollektiv, wenn Menschen anfangen, die anhaltenden Konsequenzen des Krieges und des Friedens konkret zu begreifen, wenn sie langsam und tastend, die Ergebnisse des Friedens in Beziehung zu den Opfern des Krieges setzen, wenn sie sich fragen, was Krieg und Frieden bedeuten, für sich selbst, ihre Generation, ihre Gesellschaft, ihre Nation und ihren Staat.“

Ich finde diese Beschreibung in all ihrer Deutlichkeit umfassend, beängstigend, verstörend. Das ist Krieg mit seinen kollektiven Erfahrungen Millionen Toter, Vermisster, Geschändeter und mit seinem Spiegel auf die Einzelnen, ihr Leben, ihre Erfahrungen, die sich dann wieder zurückspeiegeln auf den konkreten Umgang miteinander in Gegenwart und Zukunft, der Einzelnen wie der Staaten, mit den Gefahren der Bitternis und der Hoffnung auf eine gemeinsame, friedliche Zukunft.



Volkstrauertag, 15. November 2020

An einer anderen Stelle schreibt Leonhard:

„Hoffnungen auf eine neue Weltordnung, Bedrohungsängste, das diffuse Gefühl, dass alles miteinander zusammenhänge und gerade deshalb nicht mehr kontrollierbar sei, standen nebeneinander. ... Aus... dem Kampf um Meinungen, der unterstellten Wirkung der Kriegspropaganda hatte sich ein neues Verständnis von Öffentlichkeit entwickelt. Der Einsatz moderner Massenmedien... verkürzte den wahrgenommenen Abstand zwischen Ereignissen und Publikum. Das alles verstärkte das Gefühl von Präsenz und Zeugenschaft und provozierte eigene Erwartungen.“

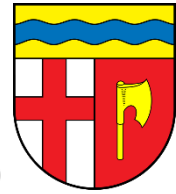
Wahnsinn: Diese Passage hört sich doch so an als würde sie unsere Gegenwart, das „Jetzt“ im Jahr 2020 beschreiben, mit sozialen Medien, Fake News u.a., tut sie aber nicht: Sie beschreibt die Gefühlslage zwischen 1914 und Anfang der 1920er Jahre.

Und dies gibt mir zu denken, und zwar in einem anderen Kontext als Sie, liebe Leserin, lieber Leser, liebe Zuhörerin oder lieber Zuhörer, vielleicht vermuten:

Gehen wir mit unserer Rhetorik heute nicht teilweise zu weit, wenn wir ständig martialische Kriegsvergleiche in allen Lebensbereichen ziehen? Sind wir nicht allzu schnell dabei, vom Untergang zu reden? Lassen wir uns nicht häufig, auch von den Autokraten unserer Zeit dazu verleiten, auf ihre verrohte Sprache einzusteigen? Verlieren wir dadurch nicht vielleicht das viel niederträchtigere Handeln aus dem Blick, gerade auch dieser Autokraten, die tatsächlich morden (lassen)? Mir ist bewusst, dass ich gerade am Volkstrauertag im vergangenen Jahr auch den Bogen von mörderischer Sprache zu mörderischem Handeln gespannt habe. Ich bin auch weiterhin überzeugt davon, dass gewaltsame Sprache, das Abwerten, das sprachliche Zündeln der Ausgangspunkt allen Übels ist. Gleichwohl treiben mich neuerdings häufig Fragen um: Wie können wir das Leid derjenigen beschreiben, die in einem tatsächlichen Sinne Opfer werden, die getötet, verschleppt, körperlich oder seelisch missbraucht werden? Können wir das reale Grauen sprachlich noch abbilden, wenn wir uns vorher schon müde geschrien haben, bei Fake News u.ä.? Schreien wir noch da auf, wo es so nötig wäre? Haben wir noch Worte für das Grauen in Syrien oder die Situation in der Ostukraine, um nur zwei Beispiele zu nennen? Hören wir noch davon, oder haben wir uns - das ist mein Eindruck - abgefunden? Ist es nicht so viel einfacher, wohlfeil auf die - unbestritten schwierige - Situation in den USA zu schimpfen als reales Kriegsgeschehen anzuprangern und entsprechend konsequent zu handeln? Sind wir z.B. bereit, auch wirtschaftliche Einbußen hinzunehmen, wenn es konsequenten Handelns bedarf?

Ich taste mich an diese Themen heran, Antworten habe ich für mich persönlich noch nicht gefunden. Ich würde mich freuen, wenn diese Fragen Euch/Ihnen Anregungen zum Nachdenken werden.

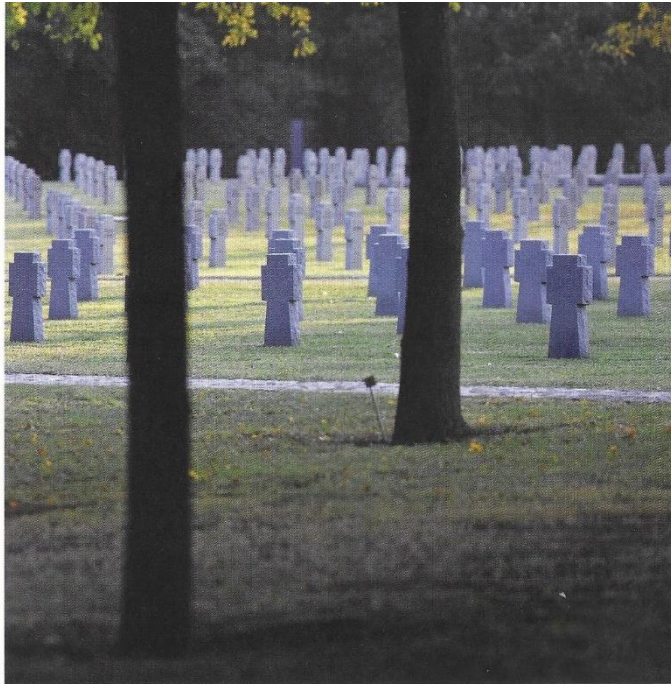
Heute gedenken wir der Toten und Vermissten der beiden Weltkriege, von denen so viele, auch aus unserem Dorf, nicht oder kaum erwachsen waren.



Volkstrauertag, 15. November 2020

Angelehnt an die Lyrikerin Argentina Daley in ihrem Gedicht „Als ich erfuhr, dass der Friede erklärt wurde“ wollen wir dabei den „Kopf bedecken und beweinen die Vielzahl von Toten, die sich versammeln, wo immer ich gehe, ihre Leichenaugen mein Gedächtnis, ihre weißen Formen mein Schatten zu Mittag.“

So möchte ich mit dem seit 1952 gesprochenen Totengedenken schließen:



Kriegsgräberstätte Budaörs bei Budapest, 2018. Hier sind Tote der Belagerungskämpfe um Budapest 1944/1945 bestattet, die über 160.000 Menschenleben forderten. Viele von ihnen sind bis heute noch nicht geborgen.

Volksbund/Uwe Zucchi

Wir denken heute an die Opfer von Gewalt und Krieg, an Kinder, Frauen und Männer aller Völker.

Wir gedenken der Soldaten, die in den Weltkriegen starben, der Menschen, die durch Kriegshandlungen oder danach in Gefangenschaft, als Vertriebene und Flüchtlinge ihr Leben verloren.

Wir gedenken derer, die verfolgt und getötet wurden, weil sie einem anderen Volk angehörten, einer anderen Rasse zugerechnet wurden, Teil einer Minderheit waren oder deren Leben wegen einer Krankheit oder Behinderung als lebensunwert bezeichnet wurde.

Wir gedenken derer, die ums Leben kamen, weil sie Widerstand gegen Gewaltherrschaft geleistet haben, und derer, die den Tod fanden, weil sie an ihrer Überzeugung oder an ihrem Glauben festhielten.

Wir trauern um die Opfer der Kriege und Bürgerkriege unserer Tage, um die Opfer von Terrorismus und politischer Verfolgung, um die Bundeswehrsoldaten und anderen Einsatzkräfte, die im Auslandseinsatz ihr Leben verloren.

Wir gedenken heute auch derer, die bei uns durch Hass und Gewalt gegen Fremde und Schwache Opfer geworden sind. Wir trauern mit allen, die Leid tragen um die Toten, und teilen ihren Schmerz.

Aber unser Leben steht im Zeichen der Hoffnung auf Versöhnung unter den Menschen und Völkern, und unsere Verantwortung gilt dem Frieden unter den Menschen zu Hause und in der ganzen Welt.

Ich wünsche Euch/Ihnen alles Gute!

Herzlichst,
Ihr/Euer
Michael Hannappel